

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338784](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338784)

## Liebfrauenbrunn.

Eine Erzählung aus dem Taubergrund.

Von Paul A. Schmidt.

Über dem Welzbachtal lag der Frühnebel. Die Sensen der Bauern sangen zu dem Zwitschern der Vögel und dem ersten Jubelruf der Lerche. Langsam und dampfend stieg die Sonne hinter den Bergen empor, verteilte die Nebelschwaden und triumphierte über die weichende Nacht.

Der „Geiz-Märtel“ war gewöhnlich einer der Frühesten bei der Arbeit. Heute aber stand er auf seine Sense gestützt und sah einer Quelle zu, die immer sprudelnder aus der Tiefe brach und einen großen Teil seines Acker unbrauchbar

machte. Die Quelle bot im Sommer den Feldarbeitern einen willkommenen Labetrunk, aber gerade deshalb haßte sie der Geiz-Märtel.

Er hatte den Schaden — andere den Nutzen. Mehr wie einmal hatte er schon versucht, dem emporquellenden Wasser durch Gräben Abzug zu schaffen, aber alle Mühe war umsonst

gewesen. — Da kam ihm ein Einfall. Er legte die Sense ins Gras und schritt dem Feldwege zu. Und nun schleppte er Steine herbei, die größten, die er finden konnte. Stein um Stein versank in der Quelle und bald hatte er das Loch bodeneben ausgefüllt.

Doch der Schaden wurde nicht besser, so sehr der Geiz-Märtel auch fluchte und schimpfte.

Mühsam machte er sich auf den Heimweg. Die Glocken läuteten zur Frühmesse, aber der Erlenbachbauer (dies war sein richtiger Name) hörte sie nicht. Wortlos trat er in die Stube, wo das Frühstück gerichtet war. Der Bäuerin dankte er kaum für den Morgengruß und der zwölfjährige Martin, der ihm freudestrahlend

entgegen kam, um ihn sein neuestes Spielzeug, eine selbstgefertigte Peitsche, zu zeigen, erntete wenig freundliche Worte.

Die Bäuerin sah gleich, daß etwas nicht richtig war, seufzte und — schwieg.

„Das Wasser bringt mich noch um Hab und

Gut“, fuhr der Bauer endlich polternd heraus, die mächtige Faust wuchtig auf den Tisch fallend. „Alle Mühe, die verfl. . . . Quelle zu verstopfen, ist umsonst; der halbe Acker steht unter Wasser!“

„Gott läßt uns trotzdem nicht verhungern“, antwortete die Bäuerin begütigend. „Ist manch einem schon schlimmeres geschehen!“

Aber da kam sie schlecht an. Sturm und Hagel brach los. „Wenn ich nicht wäre, wären wir bald am Bettelstab. Tag und Nacht gönnt mir keine Ruhe. Arbeit und wieder Arbeit und kein Lohn und kein Dank. Aber ich schaffe noch Rat,

verlaß dich d'rauf, ich schaffe noch Rat! Alle Mittel sind mir recht, alle! Wenn dein Vater ein sparsamer und umsichtiger Mann gewesen wäre, hätte er die Quelle verstopft, als sie noch klein war. Früher war's nicht so schlimm, aber jetzt — jeden Tag wird's ärger!“

Die Bäuerin hatte Tränen in den Augen.

„Mein Vater war ein gottesfürchtiger Mann. Arbeitsam und sparsam, hat er sich redlich geplagt von früh bis spät. Aber er hat nicht nur an sich, sondern auch an seine Mitmenschen gedacht; er hat die Quelle fließen lassen, allen Feldarbeitern und Wanderern zum Nutz. Das Wasser hat Gott allen Menschen gegeben, hat er oft gesagt. Und soll nicht einer



Liebfrauenbrunn.

hergehen und es seinem Nächsten nehmen, was Gott für alle gegeben hat."

Der Bauer lachte laut auf. „Und was hat er erreicht mit seiner Gutherzigkeit?! Ein paar schmale Acker und Wiesen, das ist alles, was er dir überlassen hat; ich hätte noch andere Partien machen können, wenn ich nur den kleinen Finger gerührt hätte!"

„Warum hast du mich dann genommen?“ sprach die Bäuerin ruhig. „Arbeite ich nicht von früh bis spät wie eine Magd? In meinem Inwendigen ist's ruhig; ich weiß, daß ich allezeit mein Pflicht getan habe und tun werde und daß ich auch ein Kleines übrig habe für Arme und Kranke. Was kann ich darum, wenn dir das Wasser über den Acker kommt. Es gibt auch eine Sparsamkeit, die heißt Geiz! Hüte dich, Martin, hüte dich, daß dir nicht noch Uergeres widerfahre. Laß die Quelle in Gottes Namen fließen, es hat sich schon mehr als ein Durstiger daran gelabt!"

„Auch das noch!“ fuhr der Bauer auf. „Nicht in Gottes Namen, sondern in des Teufels Namen läuft mir das Wasser über den Acker! Aber höre, Weib: und wenn ich in der ganzen Gegend als Geizmensch verschrien werde, diesen Sommer trinkt keiner aus meiner Quelle, keiner! Und wenn ich den ganzen Acker einzäunen muß! Hörst du?“

Aber die Erlenbachbäuerin hörte ihn nicht mehr. Sie ging hinaus und weinte. Die Sonne blinzelte durch die Scheiben, auf der Straße knallte der kleine Martin mit der Peitsche, der Bauer aber saß dumpf brütend, einsam in der Stube.

Tage waren vergangen voll lastender Frühlommerschwüle, drückend und gewitterdrohend.

Eines Abends, als der Bauer am Tische saß, klopfte es an. Ein Wanderer trat herein und bat um ein Nachtlager.

„Hab keine Herberge für hergelaufenes Pack“, fuhr ihn der Bauer an. Der Fremde war trotzdem in die Stube getreten. Sein Anzug war verkommen, sein Aeußeres unsauber und abstoßend.

„Könnt ihr keinen Knecht brauchen?“ fuhr der Fremde unbeirrt fort.

„Hm, zur Ernte wohl“, brummte der Bauer; „aber viel kann ich nicht zahlen.“

„Gebt mir zu essen, und ich bin's zufrieden!“

Der Bauer zögerte noch, warf einen forschenden Blick über die Gestalt und schlug dann ein. Die Bäuerin brachte nun Suppe und Brot und der Fremde aß gierig.

Nach dem Essen waren die Männer allein.

Der Erlenbachbauer schlug sein Lieblings-thema an; das Jammern über die Quelle, die seinen Acker verdarb.

„Da weiß ich Rat“, sprach der Fremde. „Ich bin in mancherlei Gegend herumgekommen! Es gibt nichts Leichteres als das Wasser beschwören!“

Dem Bauer lief ein kalter Schauer den Rücken hinab. Aber er saß sich und seine Augen glänzten voll Gier.

„Beschwören, saut ihr, — aber wie? —“

„Nicht so laut“, fuhr der Fremde geheimnisvoll fort. „Ist Euer Weib in der Nähe?“

„Nein, doch spricht leise.“

„So hört“, begann der Fremde, „aber sagt keinem Menschen ein Sterbenswörtlein davon, sonst seid ihr und ich verloren.“

„Ich schweige wie das Grab“, entgegnete der Bauer.

„Kennt Ihr das Teufelsgold?“ fuhr der Fremde fort.

„Ach, Hegererei“, erwiderte der Bauer und versuchte zu lachen; aber es war ihm nicht wohl dabei.

„Wie Ihr es nennen wollt, ist gleichgültig und ändert an der Sache nichts“, sagte der Fremde trocken. „Doch, ich will Euch meine Ansicht nicht aufdrängen. Tut was Ihr wollt, den Schaden oder den Nutzen habt Ihr.“

„Nicht so hitzig, lieber Freund“, lenkte der Bauer ein. „Wartet ein wenig, wir wollen die Sache in Ruhe besprechen.“

Der Geiz-Märtel stieg in den Keller, brachte Wein, Brot und Schinken und riet dem Fremden, sich's schmecken zu lassen. Letzterer hieb auch kräftig ein und zwischen jedem Bissen flüsterte er dem Bauern ein geheimnisvolles Wort ins Ohr.

„Also Quecksilber meint ihr?“ „Ja, das meine ich! Drei Tage um Mitternacht auf einem Kreuzweg vergraben, dann in die Quelle geworfen und den Namen des Bösen gerufen!“

„Und das hilft?“ —

„Das hilft immer!“

Der Bauer hatte eine schlaflose Nacht, es war ihm, als läge ein Bleigewicht auf seiner Brust, das er nicht wegwälzen konnte.

Drei Tage hielt er es aus, aber am dritten sprach er zu dem Knecht: „Ich habe mir Quecksilber besorgt, richtet Euch auf heute Nacht!“ —

Das Korn reifte zur Mahd! Unter den Bauern der Gegend war ein großes Wundern, denn der Acker des Geiz-Märtel stand voll wogender Halme. Die Quelle war versiegt, keine Spur mehr von Wasser zu finden. Wenn man den Erlenbachbauer darum fragte, legte er mit einem eigentümlichen Lächeln den Finger auf den Mund und schwieg.

„Mo-  
sprach i  
Mittag  
judten  
Donne  
Himm

Die  
ein W  
die Tan  
die re  
feldern

Der  
aber en  
die Bä  
Plöty  
Martin

„Vor  
der Ba

Aber  
Er saß  
gebüsch  
fern zu  
vergnüg  
Stoße  
lene B  
Aeste, 2

Und  
ner wi  
Er bei  
den W  
verhält

Das  
auf der  
anfängl  
des Ge  
aufrech

Der  
suchen.  
Aber w  
zurück.  
Suchen.

Aus  
Tagen  
Geiz-M  
als je.

Endl  
zwei S  
einem  
bäuerin  
ihr das

Zwei  
Märtel  
denn s  
kommer

Die  
des Erl

„Morgen wollen wir die Frucht einfahren“, sprach der Bauer zu seinem Knechte. Aber am Mittag zogen schwarze Wetterwolken auf. Bald zuckten sprühende Blitze, unaufhörlich rollte der Donner und nußgroße Hagelschloßen fielen Himmel.

Die ältesten Leute erinnerten sich nicht, so ein Wetter erlebt zu haben. Die Welz und die Tauber schwellen zu mächtigen Bächen an, die reife Frucht lag zerschlagen auf den Feldern.

Der Geiz-Märtel stand bleich am Fenster, aber er vermochte nicht die Hände zu falten, die Bäuerin lag vor dem Kruzifix und betete.

Plötzlich schrie sie auf: „Wo ist der Martin?“

„Vorhin war er noch im Stall“, antwortete der Bauer verstört und abwesend.

Aber der Martin war nicht mehr im Hause. Er saß am Ufer der Welz unter einem Erlengebüsch und schaute den daherbrausenden Wassern zu. Naß bis auf die Haut, aber doch sehr vergnügt, bemühte er sich mit einem langen Stocke alles aufzufischen, was der angeschwollene Bach mit sich führte. Da kamen Bretter, Aeste, Rechen, alles was man nur sehen wollte.

Und da, eine schöne neue Peitsche, viel schöner wie seine eigene! Die mußte er haben. Er beugte sich vor, glitt aus und die gurgelnden Wasser zogen ihn fort. Sein letzter Schrei verhallte ungehört im Toben der Elemente. —

Das Wetter hatte sich gelegt. Der Schaden auf den Feldern war nicht so groß, wie es anfänglich ausgesehen hatte, nur auf dem Acker des Geiz-Märtel stand kein einziger Halm mehr aufrecht.

Der Knecht war gegangen, den Martin zu suchen. Das halbe Dorf war in Bewegung. Aber weder der Martin noch der Knecht kamen zurück. Stunden voll bangen Wartens und Suchens vergingen.

Aus den Stunden wurden Tage, aus den Tagen Wochen. Die Bäuerin suchte hin. Der Geiz-Märtel ging wortlos, bleich und düsterer als je.

Endlich fand man die Leiche des Knaben zwei Stunden unterhalb der Unglücksstätte an einem Mühlrechen. Da schloß die Erlengebäuerin die Augen für immer, der Gram hatte ihr das Herz gebrochen. —

\*

Zwei Jahre waren vergangen. Der Geiz-Märtel freite um eine reiche Werbacherin, denn seine Wirtschaft war ganz heruntergekommen.

Die Hochzeit war festgesetzt, der Glückstern des Erlengebäuern schien sich zu heben.

Ein Tag war wie immer. Die Zukünftige des Geiz-Märtel schnitt Gras auf dessen Wiese unweit der alten Quelle.

Frisch und jung war sie hinausgegangen, als eine Tote trug man sie heim. Sie war in die Sense gefallen und hatte sich eine Schlagader durchschnitten.

Der Erlengebauer war wie wahnsinnig. Bald darauf lag er krank in dem Bett und jeden Tag ging es schlimmer mit ihm.

Als er so dalag und sein Leben überdachte, kam eine bittere Reue über ihn. Ungerechtigkeit, Geiz, Habsucht und Hartherzigkeit hatten ihn so weit gebracht, wie er jetzt war, denn seit die Quelle verschüttet war mit Hilfe des Bösen, hatte ihn Unglück auf Unglück getroffen.

Nun ist aber die Reue schon der erste Schritt zur Besserung, und so gab dann der Wille, alle Schuld gut zu machen, dem Erlengebauer neue seelische und körperliche Kräfte.

Auf seinem einsamen Schmerzenslager gelobte er Gott, künftig ein anderes Leben zu führen, die Quelle wieder suchen zu lassen und darüber eine Kapelle zu Ehren der Mutter Gottes zu errichten.

Und siehe, es wurde ständig besser mit ihm. Als er wieder rüstig war, ging er an die Arbeit, die Quelle zu suchen, aber es fand sich nichts. Zur Erinnerung an die Unglücksstelle, wo seine Braut so plötzlich ums Leben gekommen war, ließ er einen Bildstock machen.

Als die Arbeiter kamen, ihn aufzustellen, fanden sie die Quelle am Ufer der Welz unter dichtem Weiden- und Erlengebüsch.

Es war die ehemals vertriebene Quelle, die sich hier Bahn gebrochen hatte und den Wiesengrund schlüpfrig gemacht, was wohl auch die Ursache des unglücklichen Falles der armen Werbacherin gewesen war.

Aus dem Geiz-Märtel war ein anderer Mensch geworden. Ein Mensch, der wußte, daß er sein Hab und Gut nicht hinüber nehmen konnte in die Ewigkeit und daß für den Tod kein Kraut gewachsen war.

Er ließ die Quelle fassen und darüber eine schlichte Kapelle zu Ehren der Mutter Gottes errichten und nannte sie „Liebfrauenbrunn“.

Kapelle und Bildstock stehen noch heute zwischen Werbach und Werbachhausen, und die Inschrift, die der Bildstock trägt, spricht zu allen, die da vorüber kommen:

„Betracht den Tod, o Wandersmann,  
Wie ungefähr er kommen kann  
Und was sich hier begeben.  
Ein Bürd von Gras aufheben will,  
Verluhr dabei sein Leben.“

## Nikolaustag im Schwarzwald.

Von Emil Baader.



Für das Kind des entlegenen Schwarzwalddorfes ist der Nikolaustag — „Klaufstig“ genannt — von viel größerer Bedeutung als für das Stadtkind. Nicht an Weihnachten, sondern am Nikolaustag (6. Dezember) findet im einsamen Schwarzwalddorf die Bescherung der Kinder statt. Der Nikolaus genießt deshalb beim Schwarzwaldkind ein ganz besonderes Ansehen. Wochenlang ist Spannung und Vorfreude im Dorf, wochenlang spricht man vom „Samiklaus“, wochenlang beten die Kinder zu ihm: am „Betholz“ oder „Klausenholz“, um seine Gunst zu gewinnen. Brot, Speck und Schnaps legt man ihm aufs verschneite Fensterbrett, damit er sich stärken auf seiner weiten Reise durch den Schwarzwald. Und auch sein Eselchen, das die Säcke voll Gaben tragen muß, vergift man nicht: Heu und Hafer legt man ihm im Freien bereit.

Wie war doch der Verlauf des Nikolaustages in meiner Heimat?

Unser Nachbar, ein alter schwerhöriger Wagner, der „Küfer-Wagner“, begann schon anfangs November für alle Kinder des Dorfes aus blendend weißem Tannenholz das „Klausenholz“ zu schnitzen. Es hatte Vierkantform. Die Länge betrug etwa 20 Zentimeter, die Dicke  $1\frac{1}{2}$ —2 Zentimeter. Die Enden waren in Zwiebelform kunstvoll zugeschnitten. In die vier Seitenflächen waren in engem Abstand viele Schnitte eingegraben: jeder Schnitt bedeutete ein „Vater unser“. Nach je zehn Schnitten kam ein Kreuzchen, das ein „Ehr' sei“ bedeutete. So sah man nun Abend für Abend in einem Winkel der warmen Stube und betete emsig. Je öfter man das Klausenholz „durchgebetet“ hatte — jede Seite des Holzes entsprach etwa einem „Rosenkranz“ — um so reichere Gaben durfte man vom Nikolaus erwar-

ten. War ein Kind „böse“, so geschah es, daß ihm das Betholz von den Eltern entzogen wurde. Das war nun freilich das größte Unglück, das einem Kinde widerfahren konnte, denn am Nikolausabend mußte man das Betholz dem „Klaus“ vorzeigen und abgeben.

Ende November stieg die freudige Erwartung von Tag zu Tag. Am 25. November las man im Kalender St. Katharina, am 26. November St. Konrad: das sind die beiden Vorboten von St. Nikolaus. Da ging von früh bis spät das fröhliche Sprüchlein von Mund zu Mund:

Kathrine, Konradi  
Macht Klause Paradi.

Endlich ist der große Tag da.

Durch die weiße Winternacht kommt St. Nikolaus mit seinem Esel gewandert. Alles ist in der Stube versammelt: Die Mutter guckt bisweilen spähend zum Fenster hinaus. „Er kommt!“ Die Herzen der Kinder zittern vor Freude und Angst zugleich. Er kommt die Treppe herauf. Auf geht die Tür. Die Kinder stieben in alle Ecken. Da aber Nüsse durch die Stube krollern, wagen sich die Mutigsten hervor. Sie sagen ihr Gebetsprüchlein und übergeben dem Nikolaus das Betholz. Aus seinem großen Sack holt er dann für die braven Kinder Nüsse und Äpfel, die bösen aber bekommen die Rute.

Die eigentlichen Gaben aber läßt Nikolaus erst später ab, wenn die Kinder schlafen. Am frühen Morgen ist der weiß gedeckte Tisch schwer beladen: mit Lebkuchen, Klausenmännern und Badwerk aller Art, mit Pelzkappen, roten wollenen Kapuzen, mit Schlittschuhen und vielerlei Spielzeug. Die Freude ist unbeschreiblich. Voll Zauber und Märchenglanz ist der Nikolaustag im entlegenen Schwarzwalddorf.



es, daß  
entzogen  
ste Un-  
konnte,  
as Bet-  
en.  
Erwar-  
ber las  
am 26.  
beiden  
on früh  
lund zu

mt St.  
Alles ist  
er gußt  
s. „Er  
ern vor  
mt die  
Kinder  
arch die  
hervor.  
ergeben  
m gro-  
Kinder  
ommen

ifolaus  
a. Am  
Tisch  
enmänn-  
kappen,  
schuhen  
unbe-  
englanz  
schwarz-



Grüßung, die Blühzeit